



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Teilung des christlichen Erbes : geschichtsphilosophische Gedanken.
12 : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die Teilung des christlichen Erbes

Geschichtsphilosophische Gedanken. 12

(Schluß)



Was ist nun bei dieser Erbteilung jedem zugefallen? Die Katholiken behaupten, sie hätten das ganze behalten. Ist das richtig? Allerdings haben sie neben der Bibel und den Sakramenten auch eine Menge nützlicher Einrichtungen behalten, die sich im Laufe der Zeit gebildet haben (keineswegs alle, denn von Konzilien im altkirchlichen Sinne, von der altkirchlichen Bußanstalt, den davon wieder ganz verschiedenen halbkirchlichen Sendgerichten der Karolingerzeit und so manchem andern ist keine Spur mehr vorhanden), außerdem ihr scholastisches Lehrgebäude, ihre gewaltige Hierarchie, in manchen Ländern einen Teil ihres weltlichen Reichthums und den ganzen im Laufe der Jahrhunderte angesammelten Wust theils sinnvoller, theils abgeschmackter und abergläubischer Gebräuche, d. h. also neben dem Christlichen viel Zweifelhafte und entschieden Unchristliches. Aber ein Stück, ein sehr wichtiges und wesentliches Stück hat die katholische Kirche verloren: den protestantischen Geist. Nicht den Geist überhaupt, denn wie könnte eine solche Weltmacht vierhundert Jahre lang leben ohne Geist! Auch nicht den christlichen Geist, denn Glaube, Hoffnung und Liebe beseelen viele ihre Glieder, aber den protestantischen Geist, den Geist der freien Prüfung und unerschrocknen Kritik, der sich in den Urteilen Christi über das jüdische Gesetz, in seinen Strafpredigten gegen die Schriftgelehrten und Pharisäer, gegen die Mächtigen seines Volkes äußert, sowie in der Veringschätzung äußerlicher Ordnungen, überkommener Gebräuche und menschlicher Satzungen, die wir bei Paulus finden, und in dem Rath, den dieser Mann des Geistes allen ohne Unterschied giebt: Prüfet alles, was gut ist behaltet! Denn das ist ja wohl der Sinn, den heutzutage jedermann den zufällig entstandnen Worten Protestant und Protestantismus beilegt. Um zu sehen, welchen Begriff die protestantische Theologie damit verbinde, befragte ich die „Real-Encyclopädie für protestantische Theologie und Kirche“ von Herzog und Plitt, erhielt aber leider keine Antwort, denn dieses achtzehnbändige Werk enthält so wenig einen Artikel „Protestant“ oder „Protestantismus“ wie einen Artikel „Reformation.“ So bleibe ich denn auf meine eigne einfältige Weisheit angewiesen. Und die sagt mir, daß der Protestantismus

in der Kirche dasselbe sei, was im Staate die Opposition, der umwälzende, Stockung und Versteinerung verhütende, reinigende, aber auch zersetzende und auflösende Widerspruchsgeist. Aus diesem seinem Wesen folgt nun, daß ihn zwar keine Kirche entbehren kann, daß er aber das gerade Gegenteil des kirchlichen, des einigenden, erbauenden und bindenden Geistes ist, weshalb man von jedem Protestanten sagen kann: soweit er Protestant ist, sei er nicht Glied der oder irgend einer evangelischen Kirche, und soweit er Glied einer Kirche ist, sei er kein Protestant. Luther selbst war dem Papste gegenüber Protestant, in seiner eignen neuen Kirche aber ein unfehlbarer Papst, der keinen Widerspruch duldete. Seine Protestanten wiederum waren die „Schwärmgeister,“ denen er nicht das geringste Zugeständnis machte, und deren „heiligen Geist,“ auf den sie sich beriefen, er „über die Schnauze hieb.“ Dieser Geist nun also, der in den neuen Kirchen das Übergewicht bekam, weil es Luthers kleinen Nachfolgern zwar nicht am guten Willen gebrach, den Papst zu spielen, aber an der Kraft, ist der katholischen Kirche abhanden gekommen. Bis auf Luther hatte sie ihn befaßt. Niemals hatte es ihr bis dahin an Priestern, Mönchen, Nonnen, Königen, Gelehrten, Dichtern gefehlt, die unerschrocken und offen des Rüg-amtes walteten. Verbrannt wurden doch nur solche „Häretiker,“ die ganz unmittelbar entweder den Grundlagen der Hierarchie oder gar den Grundlehren des Christentums zu Leibe gingen; dagegen dachte niemand daran, einen Bernard von Clairvaux, eine Hildegard, einen Dante für Ketzer zu erklären. Bei der großen Umwälzung des sechzehnten Jahrhunderts aber fuhr der Oppositionsgeist aus dem alten Gebäude heraus und richtete sich daneben ein neues oder vielmehr eine Menge neuer, leicht beweglicher und wandelbarer Hütten ein; das alte Gemäuer aber ward von denen, die drin blieben, streng in seinem eignen Stile vollends ausgebaut und gegen jede Neuerung verwahrt. Erst seit dem Tridentinischen Konzil ist die katholische Kirche engherzig, unbeweglich und unveränderlich geworden, was sie früher nicht war. Und damit nicht nur für die Zukunft jeder Widerspruch gegen die kirchlichen Obern abgeschnitten, sondern auch jede Kritik der Obern früherer Zeiten unmöglich gemacht und so den gefährlichen Folgerungen, die aus deren Worten und Thaten gezogen werden könnten, vorgebeugt werde, hat sich in unsern Tagen der Papst für unfehlbar erklären lassen und hat den in Frankreich, Deutschland und Italien neuerdings erwachten kritischen Geist der Katholiken, so gut dieser es auch mit der Kirche meinen mochte, schonungslos totgetreten. Nach dieser vollständigen Austreibung des kritischen Geistes würden nun sogar Glaube, Hoffnung und Liebe den katholischen Kirchenleib nicht länger am Leben zu erhalten vermögen, wenn ihm nicht der ausgetriebene Protestantismus den Dienst erwiese, ihn unaufhörlich zu bekämpfen, solchergestalt zur Handhabung des geistigen Schwertes, zur Abstellung gar zu arger Mißbräuche und zu sittlichen Anstrengungen zu zwingen, sodaß also die Opposition von innen durch die von außen ersetzt wird. Gleichzeitig erweist die weltliche Macht allerorten den Katholiken den

Gefallen, ihnen reichlich Gelegenheit zu bieten, daß sie den auch der einzelnen Persönlichkeit für ihre Kraftentwicklung und Charakterbildung unentbehrlichen Oppositionsgeist, der der Kirche gegenüber „kusch“ machen muß, auf den Staat loslassen können.

Die beiden neuen Konfessionen haben also zuvörderst den protestantischen Geist geerbt, und zwar in solcher Fülle, daß dadurch der Kircheng Geist zuguterletzt in eine arge Bedrängnis geraten ist, aus der er sich bis heute nicht hat herausfinden können. Sodann dürfen sie beide das Verdienst beanspruchen, der Gemeinde wieder zu ihrem Rechte verholfen zu haben, wodurch einerseits einer Forderung des germanischen Geistes genügt, andererseits die apostolische Kirchenverfassung wenigstens einigermaßen wieder hergestellt wird. Nicht daß der katholischen Kirche das Gemeinleben ganz abhanden gekommen wäre; in der französischen Revolution wie im preußischen Kulturkampf, wo sich viele Gemeinden jahrelang ohne geistliche Leitung zu helfen gewußt und vortrefflich behauptet haben, hat es sogar eine höchst achtungswerte Kraft geoffenbart. Aber für gewöhnlich tritt es doch allzusehr hinter der Herdenform zurück, und wenn auch das Bild von Hirt und Herde in der Poesie recht rührend wirkt, so hat doch seine Umsetzung in die Praxis für den gebildeten Mann von gereistem Charakter wenig anmutendes. Endlich ist es beiden neuen Konfessionen besser als der alten Kirche gelungen, nach Überwindung der anarchischen Übergangszustände eine christliche Ordnung und Sittenzucht herzustellen, freilich nicht durch die Kraft des rechtfertigenden Glaubens, sondern durch weniger ideale Mittel und beiden auf verschiedenen Wegen.

Die lutherischen Kirchen haben ihr eigentümliches Gepräge von Luther empfangen, nicht von Luther dem Kirchenstürmer, sondern von Luther dem Kirchengründer. Die Gemütsreligion ist es, die er, seinem eignen und des deutschen Volkes Charakter entsprechend, den Seinen gesichert hat. Daher ist nicht, wie bei den Romanen, die bildende Kunst, sondern die Musik das Element, worin die Religion des Lutheraners ihren Ausdruck sucht. Der Gemeinde im Kirchenliede das Mittel zur würdigsten und wirksamsten gemeinschaftlichen Äußerung ihrer religiösen Empfindung gegeben zu haben, ist vielleicht unter Luthers Verdiensten um die kirchliche Neuschöpfung das größte. Den Kunstgesang und die Instrumentalmusik aus der Kirche grundsätzlich auszuschließen, ist Luthers Meinung gewiß nicht gewesen. Beides blieb anfänglich nur darum weg, weil nichts passendes davon vorhanden, die Ein- und Durchführung des Volksgesanges auch vorläufig das unendlich wichtigere war. Die Musik, und gerade auch die Kirchenmusik, bildet daher ein wichtiges Bindeglied zwischen den deutschen Protestanten und den deutschen Katholiken; Händel und Bach werden von diesen so gut anerkannt, wie das österreichische Dreigestirn von jenen, in den Werken von allen fünfzehn vernimmt das deutsche Gemüt die Äußerungen seiner geheimsten, tiefsten und heiligsten Regungen. Nicht allein in Konzerten und Gesangvereinen, sondern auch auf protestantischen

und katholischen Kirchenhören treffen sich zuweilen gläubige Anhänger beider Konfessionen, und die Harmonie ihrer Stimmen offenbart die tiefere Harmonie ihrer Herzen. Die bedeutendsten Orgelkompositionen sind gemeinsames Gut beider. Die Katholiken haben sich eine Anzahl lutherischer Choräle angeeignet, andre umgebildet und auch neue dazu geschaffen; in manchen Gemeinden konnte man bis vor wenigen Jahren sehr schönen Volksgesang hören, wenigstens bei Nebenandachten und beim Predigtliede, hie und da sogar auch bei der Messe. Außerdem fehlte es ihnen im Anfange unsers Jahrhunderts nicht an talentvollen Komponisten, die den großen Meistern der Polyphonie nacheiferten. Namentlich Schlesien zeichnete sich aus, und vielleicht ist es nicht zu kühn, wenn den Breslauer Domkapellmeister Schnabel, dessen schönste Sachen nicht einmal im Druck erschienen sind, seine Verehrer den schlesischen Beethoven nennen. Nach dem Urtheile von Kennern hatte der Breslauer Dom einige Jahrzehnte hindurch die beste Kirchenmusik der Welt. Augenblicklich begeht der dortige Fürstbischof eine ungeheure Dummheit. Wie überhaupt die deutschen Katholiken von jeher so einfältig gewesen sind, die Gesetze der römischen Kirche mit großer Gewissenhaftigkeit auszuführen, an deren Beachtung in Rom selbst kein Mensch denkt, so schaffen die deutschen Bischöfe jetzt, päpstlichen Befehlen gehorsam, mit Hilfe des Cäcilienvereins ihre gute Kirchenmusik und ihren schönen Volksgesang ab, während die Italiener bei ihrem erbärmlichen und unwürdigen Gedudel bleiben. Der Gregorianische Gesang, der von jetzt ab allein herrschen soll, bringt zwar bei sparsamer Anwendung tiefe Wirkung hervor, steht aber in seiner Strenge und Steifheit dem Volke zu fern, als daß er dessen tägliches musikalisches Brot werden könnte. Seine allgemeine Durchführung wird die Freude am Gottesdienst merklich schwächen. Hie und da kommt es zu einer kleinen Rebellion. Auf einem ober-schlesischen Dorfe hat es sich ereignet, daß bei einem Requiem die Cäcilianer und die Anhänger der alten Musik ein jedes für sich musizirten, wobei natürlich die letzteren siegten und die Feinde zum Schweigen brachten, denn Viola, Baß und Geigen, wie viel mehr die vox humana, die müssen alle schweigen vor dem Trompetenschall.

Also das wäre ein Feld, wo die deutschen Protestanten und Katholiken, dem Romanismus wie dem Puritanismus zum Troz, einander gar leicht finden würden. Auch von Kirchenschmuck, von Anwendung der lateinischen Sprache und von Zeremonien war Luther kein grundsätzlicher Feind. Er bekämpfte das Übermaß, war allem äußerlichen Wesen abgeneigt, sofern es die rechte Gesinnung und reinen Glauben gefährdet, und für seine Person als richtiger formenblinder sächsischer Bauer für die Reize der bildenden Künste unempfänglich; war er doch bei seinem Aufenthalt in Rom an den Herrlichkeiten des Altertums und der Renaissance wie blind vorbeigegangen und hatte nur alle Heiligthümer andächtig besucht. Aber zu den Bilderstürmern gehörte er nicht; begann doch die eigentliche neue Kirchengründung mit einem hitzigen Kampfe gegen solche. Luther hat seine Ansicht über diese Dinge mit der ihm eignen

Offenherzigkeit und Deutlichkeit ausgesprochen. In der Einleitung zur deutschen Messe bekennet er, daß er die lateinische Sprache nicht ganz aus dem Gottesdienste verbannen möchte. „Denn — schreibt er — es ist mir alles um die Jugend zu thun. Wenn ichs vermöchte, und die griechische und hebräische Sprache wären uns so gemein als die lateinische und hätten so viel feiner Musica und Gesangs, als die lateinische hat, so sollte man einen Sonntag um den andern in allen vier Sprachen, deutsch, lateinisch, griechisch und hebräisch Messe halten, singen und lesen.“ Es war ihm nämlich darum zu thun, den Gebrauch der Sprachen, in denen die Bibel verfaßt ist, in Übung zu erhalten. Und nach Einführung der Reformation in Brandenburg schrieb er dem Propst Buchholzer, der sich darüber beklagt hatte, daß in der neuen Kirchenordnung so viele Ceremonien beibehalten worden seien: „Was das betrifft, daß Ihr Euch beschweret, die Chorkappe oder Chorrock [den die heutigen Katholiken Vespermantel nennen] in der Prozeßion, in den Bet- und Kreuzwochen und am Tage Marci zu tragen und den Umgang mit einem reinen Responsorio um den Kirchhof des Sonntags und auf das Osterfest mit dem Salve festa dies (ohne Umtragen des Sakraments) zu halten, darauf ist dies mein Rat: wenn Euch Euer Herr, Markgraf und Kurfürst will lassen das Evangelium Christi lauter, klar und rein predigen ohne menschlichen Zusatz, und die beiden Sakramente der Taufe und des Leibes und Blutes Jesu Christi nach seiner Einsetzung reichen und geben wollen, und fallen lassen die Anrufung der Heiligen, daß sie nicht Nothelfer, Mittler und Fürbitter sein, und die Sakramente in der Prozeßion nicht umtragen, und lassen fallen die täglichen Messen der Toten, und nicht lassen weihen Wasser, Salz und Kraut, und nur singen lassen reine Responsorien und Gesänge, lateinisch und deutsch, im circuitu oder Prozeßion, so gehet in Gottes Namen mit herum, und traget ein silbern oder golden Kreuz, und Chorkappe oder Chorrock von Sammet, Seiden oder Leinwand, und hat Euer Herr, der Kurfürst, an einer Chorkappe oder Chorrock nicht genug, die ihr anziehet, so ziehet deren drei an, wie Aaron, der Hohepriester, drei Röcke über einander anzog, die herrlich und schön waren, daher man die Kirchenkleider im Papsttum Ornate genannt hat. Haben auch Ihre kurfürstlichen Gnaden nicht genug an einem circuitu oder Prozeßion, daß ihr umhergeht, klingt und singt, so gehet siebenmal mit herum wie Josua mit den Kindern Israël um Jericho gingen, machten ein Feldgeschrei, bliesen mit Posaunen. Und hat Euer Herr, der Markgraf, ja Lust dazu, mögen Ihre kurfürstlichen Gnaden vorher springen und tanzen, mit Harfen, Pauken, Cymbeln und Schellen, wie David vor der Lade des Herrn that, bin damit sehr wohl zufrieden, denn solche Stücke geben und nehmen dem Evangelio gar nichts; doch daß nur nicht eine Not zur Seligkeit, und das Gewissen damit zu verbinden, daraus gemacht werde. Und könnt ichs mit dem Papst und Papisten so weit bringen, wie wollt ich Gott danken und fröhlich sein.“

Religion ist nicht denkbar ohne Mystik, oder vielmehr die echte Religion

ist Mystik, und die echte Mystik ist Religion. Auf zweierlei Weise aber sucht sich der religiös erregte Mensch, der Mystiker, des Göttlichen zu vergewissern, durch die äußerliche Darstellung in Sinnbildern und durch die innerliche Empfindung. Der Natur Luthers entsprach die zweite Art der Mystik, und wie die gleichgestimmten, dem kirchlichen Symbolwesen abgeneigten deutschen Mystiker seine Lehrmeister gewesen waren, so blieb er auch selbst ein solcher Mystiker sein Leben lang. Gott und Teufel waren ihm keine Verstandesbegriffe, Christus war ihm keine bloß historische Gestalt, sondern alle drei waren ihm leibhaftig gegenwärtig, er unterhielt sich und zankte wohl auch mit ihnen, und sein rechtfertigender Glaube war nichts andres, als die lebhaft empfundene seiner wirklichen durch Christus vermittelten Lebensgemeinschaft mit Gott, in nichts verschieden von den entsprechenden Empfindungen eines Franz von Assisi oder Ignatius von Loyola, als in der Theorie, die sein Theologenverstand dazu ausklügelte, und in dem Fehlen der Visionen. Einem so gestimmten Gemüt konnte es nicht einfallen, auf die Kirchenlehre von der wirklichen Gegenwart Christi im Abendmahl zu verzichten, sie ist in der Augsburgerischen Konfession kräftig und unzweideutig ausgedrückt; nur die Verwandlungslehre (Transsubstantiation), diese Ausgeburt scholastischer Distelei, ließ man, wie sich gehörte, fallen. Es war daher weder theologische Verschrobenheit noch Eigensinn, wenn Luther in Marburg die dargebotene Bruderhand Zwinglis mit den Worten zurückstieß: „Ihr habt einen andern Geist,“ sondern es war der Ausdruck seiner tiefsten Empfindung; in diesem wie in jedem andern Augenblicke seines Lebens vollkommen wahr, konnte er nicht anders.

Das Gemeindepinzip, das Luther in seiner ersten Zeit verkündigt hatte, hat er zwar nicht zurückgenommen, aber nachdem er sich von seiner Undurchführbarkeit überzeugt hatte, durch Einrichtungen beschränkt, die den Keim einer neuen Hierarchie enthalten. Mit Hilfe des weltlichen Armes rief er sie ins Leben. Nachdem er sich mit seinem berühmten Rundschreiben wegen der Schulen an die Stadtobergkeiten gewandt hatte, schrieb er an seinen Kurfürsten, da seit dem Abgange des päpstlichen Bannes und geistlichen Zwanges an vielen Orten die Leute schlechterdings nichts mehr für die Kirche geben wollten, der Undank gegen das göttliche Wort allgemein sei, und keine Furcht Gottes noch Zucht mehr herrsche, so liege es dem Kurfürsten als oberstem Haupte ob, sich dieser Dinge anzunehmen. Der Kurfürst habe Macht, die Städte und Dörfer zu Beiträgen zur Unterhaltung der Kirchen und Schulen und Befoldung der Pfarrer und Lehrer zu zwingen, so gut wie zum Bau von Brücken, Wegen und Stegen. „Wenn ichs mit gutem Gewissen zu thun wüßte, möchte ich wohl dazu helfen, daß sie keinen Pfarrer noch Prediger hätten, und [auch fürderhin] lebten wie die Säue, als sie [jetzt] thun. Da ist keine Furcht Gottes noch Zucht mehr, weil des Papstes Bann ist abgegangen, und thut jedermann, was er nur will. Weil aber uns allen, sonderlich der Obrigkeit, geboten ist, für allen Dingen doch die arme Jugend, so täglich geboren wird und daher wächst,

zu ziehen und zu Gottes Furcht und Zucht zu halten, muß man Schulen und Pfarrherrn und Prediger haben. Mögen die Alten ja nicht, mögen sie zum Teufel hinfahren. Aber wo die Jugend versäumet und unerzogen bleibt, da ist die Schuld der Obrigkeit.“ Die Wirkung dieser Mahnung war die Visitation der kursächsischen Lande, die Dotation der Pfarreien und Schulen und die Einsetzung der „Superintendenten“. Alle Geistlichen wurden auf die vorgeschriebene Kirchenordnung verpflichtet, die Widerstrebenden — es waren ihrer nicht viele — ihres Amtes entsetzt; die den „Sektirern“ angedrohte Landesverweisung brauchte nicht angewandt zu werden, da Volk und Adel in ganz Kur-sachsen mit der neuen Religionsform einverstanden waren. Es ist klar, daß die durch Übernahme der Kirchenhoheit verstärkte Staatsgewalt auf dem Gebiete der Sittenpolizei mehr ausrichten mußte, als früher die beiden einander vielfach durchbrechenden und aus Eifersucht grundsätzlich schwächenden Gewalten ausgerichtet hatten, wenn nämlich jene sich der Sache ernstlich annahmen, was allerdings erst nach dem dreißigjährigen Kriege, wo die eingerissene heillose Verwilderung den Staat um seiner Selbsterhaltung willen dazu zwang, allgemein geschah.

Die Reformirten haben sich bei der Erbteilung das rationalistische und das inquisitorische Element erwählt. Stähelin (s. den Artikel „Zwingli“ in der Encyclopädie) ist unmutig darüber, daß „nüchtere Verstandigkeit bis zum Überdruß als der spezifische Grundzug von Zwinglis Geistesart ausgegeben werde.“ Es ist nun aber einmal der, der beim Vergleich mit Luther, Calvin und dem alten Kirchenwesen am meisten auffällt. Ein klarer, allem Mystischen, Abergläubischen und Überschwänglichen abholder Kopf, ein schlichter, rechtschaffener, aber seinen Vorteil verständig wahrnehmender Sinn, ein guter Patriot, Freund einer guten bürgerlichen und Familienordnung, so steht Zwingli vor unsern Augen, ein trefflicher Vertreter des Schweizervolkes, wie es aller Welt bekannt ist. Freilich hat das Evangelium, dem er diente, seinen Charakter geläutert und ihm höhern Schwung verliehen; aber hätte er es gar nicht gekannt, sondern nur die Alten, die er liebte und eifrig las, er würde nicht wesentlich anders gewesen sein und gelebt haben, er würde auch dann mäßig und ehrbar gelebt, seinen Mitbürgern gute Ratschläge gegeben, gegen abergläubischen Unfug und die verwildernde Keisläuferei geeifert haben. Weniger mit dem Gemüt — am wenigsten mit der Phantasie —, als mit dem Verstande suchte er die göttlichen Dinge zu erfassen. Wie nun der mit Begriffsbestimmungen, mit den Sätzen der Identität und des Widerspruchs hantierende Verstand ehemals schon die Götterwelt der Griechen aufgelöst hatte und auch den mittelalterlichen Kirchenglauben aufgelöst haben würde, wenn die Untersuchungen der Scholastiker ins Volk gedrungen wären, so mußte dieser Erfolg jetzt eintreten, wenn die scholastische Zergliederung der Glaubenslehren in der Muttersprache vorgenommen wurde. Luther hatte das sofort gemerkt und daher „die Vernunft, des Teufels Hure, zu erwürgen geboten.“ (Hase sagt in seiner herrlichen, Luthers

Wesen in einer Reihe von Gegensätzen entwickelnder Charakteristik des großen Reformators, Kirchengeschichte S. 413: „er hat mit seiner Glaubensfülle von Christus sich selbst über die heilige Schrift gestellt und doch die Vernunft u. s. w. zu erwürgen geboten.“ Das „und doch“ ist hier falsch; nicht Gegensatz oder Widerspruch, sondern das Verhältnis von Grund und Folge waltet hier ob; eben die Glaubensfülle verbittet sich den Einspruch der Vernunft, womit selbstverständlich das gemeint ist, was wir Heutigen den Verstand zu nennen pflegen; dieser bleibt nun einmal der Todfeind des Glaubens.)

Bei Zwingli beschränkte sich vorläufig die zerstörende Wirkung des Verstandes auf die Wegräumung des eucharistischen Mysteriums. Daß Brot nicht Fleisch sein, und daß sich Christus, der zur Rechten des Vaters sitzt, nicht auf dem Altar einer Kirche oder gar gleichzeitig auf den Altären von tausend Kirchen befinden könne, das gilt einem solchen hellen Kopfe als ausgemachte Sache; darum konnte ihm ja das „ist“ der Einsetzungsworte gar nichts anderes als „bedeutet“ bedeuten. Ganz in der Weise der späteren Rationalisten sagt er, die Worte Christi seien so zu verstehen, wie wenn ein Familienvater, der auf die Reise geht, seiner Gattin beim Abschiede einen Ring mit seinem Bilde überreichte und dabei spräche: Hier hast du deinen Gatten, an dem ergöße dich während meiner Abwesenheit. Man kann nicht wissen, was er zur Verbrennung Servets gesagt haben würde, wenn er sie erlebt hätte, aber es ist klar, daß seine Methode auch die Geheimnisse der Trinität, der Menschwerdung Gottes, der Erbsünde und Erlösung zerstören mußte, sobald sie darauf angewendet wurde, und daß sie vom Christentum nichts übrig lassen konnte, als den guten weisen Lehrer von Nazareth und etliche Sittenvorschriften, die man bei Buddha, Confucius, Sokrates und den Stoikern ebenso gut findet. Zwar läßt sich zwischen Zwingli und den Rationalisten des vorigen Jahrhunderts kein sichtbarer Zusammenhang nachweisen, aber ihr geistiger Vater bleibt er doch. Damit soll kein Tadel gegen ihn ausgesprochen werden. Der Rationalismus ist notwendig, um den Glauben vor Ausartung in Aberglauben und Fanatismus zu bewahren. Wo er, seines Amtes waltend, den Glauben vernichtet, da ist nicht er daran schuld, sondern die Glaubenschwäche der Gläubigen.

Im sechzehnten Jahrhundert lag diese Gefahr noch sehr fern, und gerade in der reformirten Kirche wurde von Calvin, der an Stelle des früh verstorbenen Zwingli das Haupt der Reformirten wurde, und der auch in der Abendmahlslehre das mystische Element einigermaßen wiederherstellte, der einstweilen nur grundsätzlich anerkannte Rationalismus durch den Inquisitionsfanatismus unschädlich gemacht. Calvin hatte sich ganz in die schrecklichen Geheimnisse der erbündlichen Verderbnis, des göttlichen Zornes und der Gnadenwahl versenkt. Von hier aus fand er den Weg, die gefährlichen Folgen der Lehre vom rechtfertigenden Glauben, die Luthern in die tödlichste Verlegenheit versetzten, zu überwinden. Allerdings hatte schon der praktische Zwingli diesen Weg betreten. Ich weiß mich im Besitz des rechten Glaubens, also muß ich erwählt sein —

mit diesen Worten drückt Stähelin die Meinung des Züricher Reformators aus; die desselben Glaubens leben, bilden die Kirche. Der Staat aber ist von Gott als Organ der Kirche eingesetzt, damit er die dem christlichen Geiste entsprechende Lebensform erzwingt. Und so gebot denn im Jahre 1530 ein Sittenmandat der Regierung von Zürich „aufs allerernsteste“ jedermann „zum wenigsten“ den sonntäglichen Besuch des Gottesdienstes, und zwar unter der Androhung, daß die Widerhandelnden, „bis sie sich zum christlichen Gehorsam ergeben,“ von ihrer Zunft oder Gemeinde ausgeschlossen, ihnen der Genuß der bürgerlichen Nutzungen entzogen und in der Stadt die Ausübung ihres Gewerbes oder Berufs untersagt werden solle. Ferner wurde die Zahl der Wirtschaftshäuser beschränkt, jede Art von Spiel verboten und was sonst zu einem streng christlichen Leben gehört, angeordnet. Bei Calvin vollends bildet die Freiheit des Christenmenschen, von der Luther ausgegangen war, und die auch noch in dem Gegensatz des tröstlichen Evangeliums gegen das harte Gesetz eine so große Rolle spielt, nicht einmal den Ausgangspunkt des Lehrsystems. Calvin geht vielmehr, wie Herzog in der Encyclopädie darlegt, von der Robheit, Trägheit und Schwäche des Menschen aus, in Folge deren der Mensch der Abhängigkeit von Erziehern bedürfe. Die von Gott eingesetzte Erzieherin des Menschengeschlechts sei die Kirche. Außerhalb dieser Kirche gebe es kein Ziel; ihre Mitglieder seien eben die zur Seligkeit prädestinirten und daher gerechtfertigten, während die draußen stehenden nach Gottes Rathschluß der Verdammnis verfallen seien. Die Kirche hat ein von Gott eingesetztes Lehramt, dem die Gläubigen Gehorsam zu leisten verbunden sind. Dieses Lehramt wird durch die aus Geistlichen und Ältesten zusammengesetzte Synode repräsentirt. Die Synode bürgt für die richtige Auslegung der heiligen Schrift (erhält also die Reinheit des Glaubens aufrecht), giebt Gesetze und handhabt die Kirchenzucht; Übertreter zeigt sie dem Staate zur Bestrafung an. Mit welcher unnachsichtigen Härte Calvin diese Grundsätze durchgeführt und jeden Versuch des Widerstandes durch Gewaltmaßregeln gebrochen hat, ist bekannt. Er handelte dabei stets in der aufrichtigen Überzeugung, daß ihm Gott dieses schwere Amt, gegen dessen Übernahme er sich lange gesträubt, auferlegt habe, und daß er sich durch Ungehorsam gegen den göttlichen Ruf die Verdammnis zuziehen, oder — um uns seiner Dogmatik gemäß auszudrücken — beweisen würde, daß er zu den Reprobirten gehöre. Da haben wir also die Theokratie, wie sie Rom angestrebt hatte, nur anders organisirt und in einem winzigen Umkreise und mit jenem ganzen System der Überwachung des Privatlebens und der Gedankenäußerungen samt dem Denunziantentum, wie es sich in der Inquisition verkörpert hatte, und wie es dann später die Jesuiten wenigstens innerhalb ihrer Genossenschaft durchführten, wo sie es nicht darüber hinaus durchzusetzen vermochten. Denn die Inquisition beschränkte sich nicht auf den Glauben, sondern überwachte auch die Sitten. So verbot z. B. ein Dekret der spanischen Inquisition die Anfertigung und Ausstellung unanständiger Gemälde und Skulpturen bei Strafe

der Exkommunikation, einer Geldbuße von 1500 Dukaten und einjähriger Verbannung. Auch setzte das „heilige Offizium“ Inspektoren ein, deren Amt es war, die Straßen, Kirchen und sonstigen öffentlichen Gebäude in dieser Beziehung zu überwachen. Das war nun allerdings in den Gemeinden Zwinglis und Calvins nicht nötig, da hier überhaupt keine bildlichen Darstellungen geduldet wurden. Aber auf zweimalige Darbringung der Messe setzte Knox in Schottland die Todesstrafe. Hiermit, sagt Döllinger, trat eine geistliche Tyrannei ein, die mit solcher Härte, mit so schonungslosem Eingreifen in das Privat- und Familienleben nur noch in Nordamerika [anfänglich] geübt worden ist. Die Presbyterien dehnten ihre Gewalt so weit aus, handhabten die furchtbare Waffe der Exkommunikation, die fast einer völligen Achtung und Ausstoßung aus dem gesellschaftlichen Verbands gleichkam, mit solchem Erfolge, daß kein Mensch ein Gefühl der Sicherheit haben, daß fast jede Handlung des Lebens vor das presbyteriale Forum gezogen werden konnte. Im Kampfe gegen den „Götzendienst“ der Bilder, der Gebräuche, der Messe gelangte dann das Puritanertum folgerichtig zur gänzlichen Vernichtung des Kultus, denn die Predigt in ihr Recht wieder eingesetzt zu haben ist zwar gewiß ein unbestreitbares Verdienst aller drei Reformatoren, aber was die ganze Welt bis dahin unter einem Kultus verstanden hatte, das ist sie doch für sich allein entschieden nicht; die Kirche ward Sonntagschule.

Nur in einem armen, kalten und nebligen Lande wie Schottland konnte das Puritanertum auf länger als ein Jahrhundert die Alleinherrschaft behaupten. Wenn man Buckle glauben darf, der übrigens schottische Schriftsteller in Menge als Zeugen anführt, kannte man in dem Schottland des siebzehnten Jahrhunderts kein schlimmeres Verbrechen als eine Äußerung der Freude, es galt als Sünde, am Sonntage Schiffbrüchige zu retten, es war nicht weniger verboten, andern eine Freude zu machen, als selbst fröhlich zu sein, alle zarteren Regungen, nicht allein die geschlechtliche Liebe, sondern auch das Mitleid und die Mutterliebe waren verpönt; ohne Erbarmen zeigte der gottesfürchtige Schotte den unerbittlichen Predigern auch seinen nächsten Verwandten zur Bestrafung an, wenn dieser ein Reyer oder sonst ein Sünder war. Man kann sich des Vergleichs mit Spanien nicht erwehren, wo der Inquisitionsgeist nicht den milden Gefilden Andalusiens und Valencias, sondern der kastilischen Hochebene mit ihrem Höllenklima (trockene Glühhitze wechselt mit eisigen Winden) entsprossen ist. Während aber die Spanier selbst in Kastilien außer den Autodafes immerhin noch in ihren reichgeschmückten Kirchen und dem Prunk der Kirchenfeste, in Dichtkunst und Musik genug Aufheiterndes fanden, blieb den Schotten nach harter Wochenarbeit als einzige Erholung eine siebenstündige Reihe von Predigten, in denen sie weinend, seufzend und bebend die Schilderung der furchtbaren Strafgerichte Gottes vernahmen. Wie der Rechtfertigungsglaube, wenn auch in calvinischer Beleuchtung vorgetragen, ein ganzes Volk hundert Jahre lang in solche Höllenfurcht versetzen konnte, würde man gar nicht verstehen ohne die

Annahme, daß die Natur des Landes und die dadurch begründete freundlose Lebensweise eine tiefe Traurigkeit erzeuge, der ehemals nur die wilde Lust der Freiheit, wie sie die Bergschotten bis zur Zerstörung ihrer Clanverfassung genossen, einigermaßen das Gleichgewicht zu halten vermocht hatte.

Wie sehr dieser Bußgeist das materielle Gedeihen Schottlands gefördert hat, ist bekannt. Weil kein Fünkeln geistiger Kraft im Genußleben, in sündhaften Zerstreuungen oder im eiteln Laid der schönen Künste verpufft werden durfte, fuhr die ganze Energie des stahlharten, thatkräftigen Volkes, nachdem sie sich eine Zeit lang in der Bekämpfung und Verfolgung Andersgläubiger entladen hatte, in die Industrie und den Handel. Auch der wissenschaftlichen Forschung kamen der anerzogene tiefe Ernst und die Gewohnheit der Gedankenkonzentration zu statten; eine Reihe glänzender Namen schmückt die Geschichte der wissenschaftlichen Litteratur Schottlands. Das ist es vorzugsweise, was uns Heutige mit dem Puritanertum einigermaßen ausöhnt.

Was Luthern mißlungen war, die Durchsetzung der Gemeindeverfassung, gelang den Reformirten aus dem einfachen Grunde, weil sie von Haus aus Bürger republikanischer Gemeinwesen waren. Je nach den Umständen nahm diese Gemeindeverfassung einen mehr aristokratischen oder demokratischen, theokratischen oder weltlichen Charakter an. Wenn sie sich auch in dem monarchischen Frankreich behauptete, so hatte sie es dem Umstande zu danken, daß die Reformirten in der Minderheit blieben und lange Zeit hindurch einen der Staatsregierung feindlichen Bund von Städterepubliken bildeten. In Schottland und England waren es Revolution und Empörung, was vorübergehend eine republikanische Kirchenverfassung ermöglichte, die im Hauptlande bald wieder als Dissentertum hinter die Staatskirche zurücktreten mußte und sich auch in Schottland nicht in ihrer ursprünglichen Form behauptet hat. Auch in der Blütezeit des Puritanismus, sagt Döllinger, konnten sich die Presbyterien als Sittengerichte nur in kleinen Städten und in Dörfern halten, „wo jeder die Verhältnisse der übrigen kennt, wo jeder mit seinen Nachbarn, mit vielen andern in verwandtschaftlicher Verbindung steht, jeder seine Motive der Feindschaft, der Parteilichkeit hat.“ In dem monarchischen Deutschland, in der Pfalz, blieb das calvinische Kirchenwesen der Willkür des Landesherrn so gut untergeben, wie das lutherische. Dagegen zeigten die an Selbstregierung gewöhnten Städte, und zwar nicht bloß die freien Reichsstädte, sondern auch fürstliche Städte wie Breslau, eine natürliche Hinneigung zur calvinischen Glaubens- und Kirchenform, nachdem sie schon, früher als die Fürsten, den Ermahnungen Luthers zu einer bessern Ordnung ihres Schul- und Armenwesens nachgekommen waren. Als solcher sauerartige Zusatz hat der Calvinismus überall sehr gut gewirkt. Aber wo er zur Herrschaft kam, machte er das Fegfeuer dieses irdischen Jammerthals vollends zur Hölle. Niebuhr, den Döllinger zitiert, nennt die calvinistische Religion plump tyrannisch und sagt, sie habe „allenthalben, in England, in Holland, in Genf ihre Blutgerüste eben

so gut ausgerichtet wie die Inquisition, ohne ein einziges von den Verdiensten der katholischen zu haben." Auch die wirtschaftlichen guten Wirkungen äußerte der Calvinismus, in Schottland wenigstens, erst nachdem seine Alleinherrschaft gebrochen war. Nach der Schilderung des schottischen Patrioten Fletcher bestand am Ende des siebzehnten Jahrhunderts ein Fünftel des Volkes aus herumwandernden Bettlern, von denen viele Hungers starben, und die Hälfte des Grundbesitzes befand sich in den Händen einer trägen, nichtsnutzigen und gewalthätigen Menschenklasse; Fletcher wußte kein anderes Heilmittel gegen die Verwilderung vorzuschlagen, als die Einführung der Sklaverei. (Döllinger, Kirche und Kirchen, S. 261.)



Technische Fragen



Unter dem Titel: Technische Fragen und Probleme der modernen Volkswirtschaft ist kürzlich eine Reihe von „Studien zu einem System der reinen und ökonomischen Technik“ erschienen, deren Verfasser der Professor an der technischen Hochschule in Wien Dr. J. Herrmann ist (Leipzig, C. F. Winter, 1891). Während die im ersten Vierteljahr 1890 der Grenzboten S. 145 besprochenen Studien desselben Verfassers über „Sein und Werden in Raum und Zeit“ mehr den Eindruck geistreicher, unter sich wenig zusammenhängender Essays machten, erheben die vorliegenden, übrigens nicht weniger geistreichen den Anspruch auf strenge Wissenschaftlichkeit, systematischen Zusammenhang und praktische Brauchbarkeit. Es wird darin gezeigt, wie der Mensch die Elemente seiner Wirksamkeit: Raum, Zeit, Kraft und Stoff zum „technischen Prozeß“ planvoll und zweckmäßig verbindet, jene erste Stufe der tastenden Versuche, wo das Gelingen seiner Unternehmungen von störend oder fördernd eingreifenden Naturgewalten, von der Willkür seiner menschlichen und tierischen Arbeitsgehilfen abhängig war, weit hinter sich läßt und zuerst zur „Akkuratess“ des Handwerks, dann zur „Präzision“ des Maschinenbetriebes emporsteigt. Die verschiedenen von der Technik angewandten oder anzuwendenden Methoden werden nach einer Übersichtstafel abgehandelt, deren Hauptkategorien heißen: Meidung, Fürwendung, Hemmung, Förderung, Hinderung, Mittlung, Beseitigung, Herbeiführung, Unterdrückung, Schaffung. Um dem Leser eine Ahnung von dem Inhalte zu geben, setzen wir noch die „Spezialmethoden“ der fünften Kategorie, der Hinderung her: Trennen und Unterbrechen, Wehren und Schützen, Stemen und Spreizen, Tragen und Abhalten, Zusammenhalten, Einhüllen und Decken, Ab- und Einsperren. Da der Verfasser mit allen Zweigen nicht allein